

Aspekte der Lebensphilosophie*

Zuweilen, in Stunden der Besinnung, überfällt den Menschen die Erkenntnis, daß sein Leben, so wie es im alltäglichen Dasein, im Zuge der zur Selbstverständlichkeit gewordenen Gewohnheiten dahinfließt, kein Leben im eigentlichen und vollen Sinn ist, daß es sich im hastigen Betrieb verzehrt, in leeren Formen erstarrt ist, daß es hohl geworden und ohne tieferen Sinn ist, mit einem Wort: daß es nicht so ist, wie es sein sollte.

Aus diesem Ungenügen an einem veräußerlichten und sinnentleerten Dasein entspringt im Lauf der Geistesgeschichte immer wieder eine mit elementarer Gewalt durchbrechende Erneuerungsbewegung, die wieder nach einem neuen, kräftigen und ursprünglichen Leben verlangt. Dahin gehört in Deutschland im. späten 18. Jahrhundert die Bewegung des Sturm und Drang mit dem jungen Herder, mit Goethe, Jacobi. Dahin gehört weiter die Lebensphilosophie des späten 19. Jahrhunderts. Nietzsche war ihre große, in weiteste Kreise hinein/wirkende Verkörperung.

Daneben steht Dilthey, der im Zusammenhang mit einer methodischen Grundlegung der Geisteswissenschaften eine geschichtliche Lebensphilosophie entwickelte. Von Frankreich her gewann Bergson mit seinem Gedanken eines *élan vital*, einer die „schöpferische Entwicklung“ vorantreibenden „Lebensschwungkraft“, auch in Deutschland großen Einfluß. Diese Bewegung spiegelt sich ebenso sehr auch in der Dichtung dieser Zeit. Rilke, Hesse, v. Hofmannsthal sind wenigstens in ihrer Jugend [625/626] scheidend von ihr beeinflusst. Sie bricht dann noch einmal in der Jugendbewegung des frühen 20. Jahrhunderts durch. Allen gemeinsam ist das mächtig hervorbrechende Verlangen nach einem echten, starken und ursprünglichen Leben.

Ein Blick auf diese in der Geschichte typisch wiederkehrenden Bewegungen kann uns helfen, an ihnen in einer objektivierten Form die zum Wesen des Menschen gehörige Lebensproblematik besser zu erfassen. „Das Leben“ ist der immer wiederkehrende Grundbegriff dieser Bewegungen. In diesem mit Nachdruck ausgesprochenen Wort verdichtet sich alle Sehnsucht der Zeit. Hier glaubt man gegenüber aller Veräußerlichung und Verfestigung echtes und ursprüngliches Dasein zu erfassen. Wir müssen daher versuchen, diesen Begriff, wie er hier gegeben ist, näher zu untersuchen.

Die erste Grundbestimmung des Lebens ist das Werden. Leben ist ständig fließende Bewegung im Unterschied zum starren und festen Sein, und der Mensch bleibt nur lebendig, solange er sich vorbehaltlos diesem Werden, diesem ständigen Wechsel der Formen und Gestalten hingibt. Es erstarrt sofort, sobald es in einer bleibenden Gestalt zur Ruhe zu kommen glaubt. „Was sich ins Bleiben verschließt, schon ists das Erstarrte“, heißt es bei Rilke. Der Mensch erfüllt sein Leben nur, wenn er in ständiger Bewegung über jeden erreichten Zustand hinausdrängt. Dieses Bewußtsein des ständigen Sich-Wandelns kann sich bis zum Rausch des Sichselbst-Verzehrens steigern. So gewinnt das Bild der Flamme eine symbolische Bedeutung. In diesem Sinn bekennt Nietzsche: „Ungesättigt gleich der Flamme glühe und verzehr' ich mich .. Flamme bin ich sicherlich.“

Mit der unaufhaltsamen Bewegung des Werdens verbindet sich als Zweites das Verlangen nach Lebenssteigerung, nach einem stärkeren, kräftigeren, sich seiner Kraft erfreuenden Leben. In jedem Leben ist zugleich das Verlangen nach einem Mehr an Leben. Im Unterschied

* Erschienen in: Universitas 34 (1979) S. 625-630 (Auszug aus dem Buch: Die Lebensphilosophie, Berlin-Göttingen-Heidelberg 1958). Die Seitenumbrüche des Auszugs sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

zum nüchternen und distanzierten Verstand erfährt man das Leben unmittelbar im Gefühl, und die Stärke des Gefühls ist der Ausdruck der Intensität des Lebens. Am stärksten wird es erfahren, wo sich das Gefühl zur Leidenschaft steigert. So heißt es in Goethes „Werther“: „Der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen.“

Dies Verlangen nach einem vollen Leben erfordert zugleich [626/627] die Bejahung des Lebens in allen seinen Seiten, den hellen wie den dunklen. Man muß ja sagen nicht nur zu den Freuden, sondern auch zu den Schmerzen, weil man auch in ihnen und grade in ihnen die Stärke des Lebens spürt.

Auch die Gefahr wird als eine höchste Steigerung des Lebens empfunden und darum ebenfalls freudig bejaht. Aber hier droht zugleich eine bedenkliche Fehlentwicklung, die in jeder Lebensphilosophie angelegt ist: wenn nämlich die Gefahr als höchster subtiler Reiz empfunden und nicht nur hingenommen, sondern um ihrer selbst willen aufgesucht wird. Nietzsche scheint dieser Versuchung weitgehend erlegen zu sein, wenn er schreibt: „Das Geheimnis, um die größte Fruchtbarkeit und den höchsten Genuß vom Dasein einzuernten, heißt: gefährlich leben! Baut eure Städte an den Vesuv!“ Mit einer solchen Übersteigerung gerät die Lebensphilosophie in die Versuchung, in ein verantwortungsloses Abenteuerertum abzusinken, was dann, vor allem wenn es sich aufs Politische auswirkt, zu verhängnisvollen Folgen führen kann. Das haben wir alle schmerzhaft genug am eignen Leibe erfahren. Nietzsche ist in diesem Sinn bedenkenlos mißbraucht worden.

Lebenssteigerung bedeutet nicht nur quantitative Vermehrung, sie bedeutet das Hervorbringen immer neuer Gestalten. Das Leben ist die dunkle, drängende Macht, die aus ihrem Untergrund immer neue Gestalten hervorbringt. Grundzug des Lebens ist das Schöpferische. Leben ist mit dem schon angeführten Wort Bergsons „schöpferische Entwicklung“. Das bedeutet auf den Menschen angewandt, daß er seine höchste Erfüllung im schöpferischen Tun findet. Nietzsche kann hier wieder als Zeuge angeführt werden. „Das einzige Glück liegt im Schaffen“, heißt es bei ihm, und ähnlich an vielen andern Stellen.

Dem schöpferischen Charakter des Lebens entspricht seine Unergründlichkeit, die vom Menschen mit geheimnisvollem Schaudern erfahren wird. „In dein Auge schaute ich jüngst, o Leben! Und ins Unergründliche schien ich mir da zu sinken“, heißt es bei Nietzsche im „Zarathustra“. Der Begriff der Unergründlichkeit hat eine doppelte Bedeutung. Er besagt einmal im erkenntnistheoretischen Sinn, daß der Verstand mit dem groben Netz seiner Begriffe die Fülle des Lebens niemals erfassen kann, daß hierzu nur das irrationale Gefühl imstande ist.

Hier entspringt die für alle Lebensphilosophie bezeichnende Betonung des unmittelbaren Gefühls gegenüber dem rechnenden [627/628] Verstand. Nur im Gefühl erfassen wir das Leben. Aus dieser Einstellung ergibt sich aber die Gefahr eines primitiven Irrationalismus, der die Anstrengung des begrifflichen Denkens verachtet. Manche Vertreter sind dieser Gefahr mehr oder weniger erlegen. Aber das darf nicht zu einer voreiligen Ablehnung der Lebensphilosophie führen, in der es gerade darauf ankommt, die Bemühung um die begriffliche Erfassung des Daseins bis in die äußersten Möglichkeiten voranzutreiben, um dann aber an der Grenze des Sagbaren das Unsagbare zu erkennen und anzuerkennen.

Der Begriff der Unergründlichkeit hat noch eine tiefere Bedeutung. Er bezeichnet die Seinsverfassung des Lebens selbst. Es handelt sich nicht nur darum, daß wir nicht an den letzten Grund des Lebens herankommen, sondern daß das Leben überhaupt keinen letzten Grund hat, daß es in seinem schlechthin schöpferischen Charakter Quelle ist, gegenständlich nicht zu fassender Ursprung, aus dem es in unerschöpflicher Fülle immer neue Gestalten hervorbringt.

In diesem Sinn bedeutet Leben nicht einfach das individuelle Leben des einzelnen Menschen. Es ist ein Leben, das durch ihn hindurchströmt und ihn erfüllt und das er ebenso auch in der Umwelt wiederfindet, in Tier und Pflanze und in der ganzen Natur, die ebenfalls als Leben er-

fahren wird und mit der er sich darum brüderlich verbunden fühlt. „Eines zu sein mit allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden.“ Diese begeistert klingenden Sätze Hölderlins sprechen zugleich das rauschhaft gesteigerte pantheistische Lebensgefühl aus, das mehr oder weniger ausdrücklich alle lebensphilosophisch bestimmten Denker und Dichter verbindet.

Aber in allem revolutionären Schwung des alle festen Formen durchbrechenden Lebens mußten diese Menschen bald auch erkennen, daß man auf die Dauer nicht aus dem bloßen Widerspruch gegen die beengenden Formen leben kann. Das Leben zerfließt im Chaos, wenn es nicht gelingt, von sich aus neue, eigne Formen hervorzubringen. Auch der viel geschmähte nüchterne Verstand behält eine notwendige Funktion. Goethes Weg vom Sturm und Drang seiner Jugend zur Klassik der Weimarer Zeit ist ein überzeugendes Beispiel für den Übergang vom revolutionären Durchbruch zur neuen Gestaltung. Aber sobald eine neue Gestalt erreicht ist, wird sie auch wieder als Beengung [628/629] empfunden, und dagegen erhebt sich dann wieder ein neues Verlangen nach dem ursprünglichen Leben.

Damit ergibt sich das allgemeine Problem des Verhältnisses von Leben und Form, Beide sind aufeinander angewiesen und stehen doch miteinander in ewigem Kampf. Das Leben kann sich nur in festen Gestaltungen verwirklichen und muß sich doch immer wieder gegen die fest gewordenen Gestaltungen auflehnen. Das hat Simmel auf dem Boden der Lebensphilosophie einmal ganz klar ausgesprochen: „Indem es Leben ist, braucht es die Form, und indem es Leben ist, braucht es mehr als die Form. Mit diesem Widerspruch ist das Leben behaftet, daß es nur in Formen unterkommen kann und doch in Formen nicht unterkommen kann, eine jede also, die es gebildet hat, überlangt und zerbricht.“

Was sich hier in der Geschichte im großen erkennbar an den genannten Lebensbewegungen vollzogen hat, bezeichnet zugleich eine allgemeine Bestimmung des menschlichen Lebens, unsres eignen Lebens also. In diese unaufhebbare Spannung zwischen dem Verwirklichen in bestimmten Formen und dem Zerschneiden der erstarrten Formen ist unser Leben hineingestellt, wobei in den verschiedenen Seiten bald die eine, bald die andre Seite die Vorherrschaft gewinnen kann. Das Leben erhält sich nur lebendig in dem immer neu zu wiederholenden Prozeß des Hervorbringens neuer Formen und wie dann wieder des Durchbrechens der erstarrten Formen und der Rückkehr zum Ursprung, der Bemühung um eine klare gedankliche Erfassung und des immer erneuten Hinausgehens über alles gedanklich Erfasste. In diesem Sinn vermag die Lebensphilosophie bei allen Übersteigerungen, die in ihr angelegt sind, und bei allen damit verbundenen Gefahren, die wir klar erkennen müssen, einen bleibenden Beitrag zum Verständnis des menschlichen Daseins zu liefern.

Aber ein letztes ist noch zu bedenken, das sich in den bisherigen Gedankengang nicht recht einfügen ließ. Wenn es bei den bisher genannten Vertretern der Lebensphilosophie vorwiegend um eine mehr oder weniger gewaltsame Entfaltung des eignen Lebens ging und damit oft auch der bedenkenlose Übergriff auf das fremde Leben berechtigt erschien, so ist in dem zugrunde liegenden Gefühl, „eines zu sein mit allem, was lebt“, doch zugleich eine andre Wendung angelegt, nämlich die liebende und fürsorgende Hinwendung zum andern Leben. Diese Seite ist vor [629/630] allem von Albert Schweitzer, dessen Herkunft aus der Lebensphilosophie des Jahrhundertbeginns bisher wenig beachtet ist, in seiner Ethik einer Ehrfurcht vor dem Leben in eindrucksvoller Form vertreten worden. Es ist die Forderung, „allem Willen zum Leben die gleiche Ehrfurcht vor dem Leben entgegenzubringen wie dem eigenen“.

Die darin begründete Ethik hat eine doppelte Richtung. Auf der einen Seite verbietet sie die Verletzung oder Schädigung fremden Lebens, und zwar nicht nur des menschlichen, sondern auch des tierischen und des pflanzlichen Lebens. Der volle Umfang des Lebensbegriffs kommt darin zum Ausdruck. Weil aber in der harten Wirklichkeit, in die wir gestellt sind, die Schädigung oder Vernichtung fremden Lebens oft unvermeidlich ist, weil wir manchmal Le-

ben opfern müssen, um Leben zu erhalten, etwa Getreide mähen und Tiere schlachten, um Menschen zu ernähren, ergibt sich ein tragischer Konflikt. Schweitzer formuliert daher das sittliche Gebot in vorsichtig abgewogener Weise dahin, daß es verboten ist, fremdes Leben mehr, als unbedingt notwendig ist, zu schädigen. Das ist kein Freibrief für beliebige Überschreitung, sondern belastet den Menschen mit einer ungeheuren Verantwortung; denn wo die Grenze des unbedingt Notwendigen liegt, ist nicht ein für allemal zu bestimmen, sondern muß in jedem einzelnen Fall gewissenhaft bedacht werden. Aber auch bei der unvermeidbaren Verletzung fremden Lebens bleibt ein Gefühl der Schuld, und der Mensch muß versuchen, davon abzutragen, soweit es in seinen Kräften steht.

Das führt hinüber zur zweiten, der positiv fordernden Seite. Das ist der Anspruch auf tätige Hilfe, der aus dem Mit-leiden mit dem Leiden des andern Menschen und allgemein der leidenden Kreatur entspringt. Wir alle stehen unter dieser elementaren Forderung der Menschlichkeit und müssen versuchen, wie wir sie erfüllen können. Das muß sich naturgemäß zunächst im engeren Kreis bewähren, wo uns Leid und Elend leibhaft anschaulich und bedrängend entgegentritt. Aber in dem Maße, wie heute durch die modernen Nachrichtenmittel die Menschheit im ganzen in unser Blickfeld tritt, weitet sich auch das Feld unsrer Verantwortung.